

<b>Zeitschrift:</b>	Schweizerische pädagogische Zeitschrift
<b>Band:</b>	15 (1905)
<b>Heft:</b>	3
<b>Artikel:</b>	Platons Erziehungslehre : Vortrag, gehalten an der Pestalozzifeier in Bern, 9. Januar 1904
<b>Autor:</b>	Finsler
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-788702">https://doi.org/10.5169/seals-788702</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Platons Erziehungslehre.

Vortrag, gehalten an der Pestalozzifeier in Bern 9. Januar 1904  
von Rektor Finsler.

An dem Tage, an dem wir das Andenken unseres grossen nationalen Pädagogen Pestalozzi feiern, mag es auch einmal gestattet sein, den Blick in eine fernere Vergangenheit zurückschweifen zu lassen, nach Athen, der Wiege unserer gesamten Kultur, zu dem wunderbaren Manne, der, wie er für so viele Seiten des geistigen Lebens der Welt der Ausgangspunkt geworden ist, so auch der erste war, der die Fragen der Erziehung als ein ganzes erfasste und sie mit wissenschaftlichem Geiste durchdrang, so dass seine Anschauungen im einzelnen nur Resultate der gesamten Auffassung sind. Wenn wir in Platon den ersten wissenschaftlichen Pädagogen erblicken, so wollen wir damit sagen, dass er der erste war, der die doppelte Bedeutung der Erziehung, sowohl für den einzelnen als Individuum, als auch für die Gesamtheit erkannt und ausgesprochen hat. Man pflegt mit grösserem oder geringerem Rechte zu sagen, dass das Altertum die Rechte des Staates dem einzelnen gegenüber einseitig betont und die des letztern wenig geschützt habe. Wenn dies richtig ist, so haben wir in Platons Philosophie den bedeutendsten Wendepunkt in der ganzen Geschichte der Kultur zu erblicken; denn hier tritt zum erstenmal bewusst der Gedanke auf, dass die Rechte der Gesamtheit dem einzelnen gegenüber nicht unbeschränkt seien, sondern dass er auf ein gesondertes Leben Anspruch habe. Das Ziel, das dem einzelnen Individuum gesteckt ist, besteht nach Platon in der Vervollkommenung der Seele, des innern Menschen, seiner Güte, seines Glücks, seiner Erkenntnis des Wahren. Dieses Ziel kann der Mensch unter jeder Staatsform anstreben; es zu erreichen, wird ihm am besten im vollkommensten Staate gelingen, wo die öffentlichen Zustände ihn fördern, ermutigen, ja sogar zwingen, an der eigenen Vervollkommenung zu arbeiten, und wo von seiner Vollkommenheit wiederum das Heil des

ganzen Staates abhängt. Die Ziele, die Platon der Erziehung setzt, sind deshalb zugleich ethisch und politisch.

Er weicht darin im Grunde nicht von den Grundsätzen jedes ausgebildeten Kulturstaates ab. In den unentwickelteren Formen der menschlichen Gesellschaft ist dieser doppelte Zug noch nicht deutlich bemerkbar. Was den einzelnen fördert, garantirt auch der Gesamtheit die Existenz. Bei wilden Völkern beschränkt sich daher die Erziehung fast ausschliesslich auf die Führung der Waffen zu Jagd und Krieg, auf höheren Stufen richtet sie ihr Augenmerk auf frühe Ausübung der Fertigkeiten in Schiffahrt oder Ackerbau, und in ihrer Einseitigkeit leistet sie fast absolut Vollkommenes. Mit der steigenden Entwicklung des Staatswesens gelangt der einzelne zu freierer individueller Stellung; aber der Grundgedanke, der jeder Erziehung zur Basis dient, ist doch immer der, dass durch sie nicht nur der Einzelne für sein Fortkommen im Leben möglichst befähigt werden soll, sondern dass sie ihn zu einem nützlichen Mitglied der Gesamtheit mache, so dass die Existenz und die Fortdauer dieser Gesamtheit nach Kräften garantirt werde. Daher sehen wir zu allen Zeiten und an allen Orten, wie jedes Volk, jeder herrschende Stand auf den Gang der Erziehung Einfluss zu gewinnen sucht; daraus erklärt sich der Eifer, den alle politischen oder religiösen Parteien an den Tag legen, in der Schule die Leitung zu gewinnen; daraus auch die Veränderungen, die nach den wechselnden Anschauungen der Zeit an Organisation und Lehrplänen der Schulen vorgenommen werden. Der Umfang des Eingreifens des Staates in die Erziehung ist an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten verschieden; aber darin war die Menschheit zu allen Zeiten einig, dass die Heranbildung des nachwachsenden Geschlechts in den beiden genannten Richtungen von höchster Bedeutung sei. Am meisten schwankt indessen das Verhältnis der ethischen zur politischen Seite. Der Staat kann sich entweder damit begnügen, von seinem künftigen Bürger, Beamten, Soldaten ein bestimmtes Mass von Kenntnissen und Fertigkeiten zu verlangen; oder er kann das Begehrn stellen, dass in der Erziehung das ethische Moment eine hervorragende Rolle spiele, und dass in dieser Richtung Entscheidendes geschehe. Platon hat sich für das letztere entschieden. Seiner Meinung nach ist es am wenigsten gleichgültig, wie der Mensch das Leben ansehe; ob er sein Glück im Besitz und Genuss oder in unzerstörbarem Seelenfrieden erblicke; ob sein Streben nach dem Äusserlichen gehe, oder ob er zuerst nach der Erkenntnis des Wahren, Guten und Schönen frage. Es ist ihm nicht verborgen, dass man das nicht in der Schulstube lernen kann. Unsere Klagen, dass es manchmal mit der moralischen Erziehung durch die

Schule so wenig weit her sei, würde er vollkommen verstehen. Daher verlangt er, dass sich das ganze Volk an der Erziehung der Jugend zum Guten beteilige. Nicht nur durch ihr Vorbild sollen die Erwachsenen den Jüngeren voranleuchten, sondern es soll ihnen auch Gelegenheit geschaffen werden, ihre reife Erkenntnis der Jugend mitzuteilen, damit ein einheitlicher Geist wahrhaft edler Gesinnung den Kindern schon in der frühesten Zeit entgegentrete. Wie schwer das sich verwirklichen liesse, verhehlte er sich selbst nicht; wie schön es wäre, fühlen auch wir.

Noch ein anderer Gegensatz tritt uns, so oft von Erziehungsfragen die Rede ist, entgegen. Man kann entweder ohne Rücksicht auf vorhandene Zustände ein ideales Gebäude herstellen, oder den Plan nach den tatsächlichen Verhältnissen einrichten. Der erstere Weg erscheint auf den ersten Blick leichter, und ist es auch insofern, als ja gerade die vorhandenen Zustände jeder prinzipiellen und reinlichen Lösung der pädagogischen Fragen den härtesten Widerstand entgegenzusetzen pflegen. Wenn man sich aber nicht damit begnügen will, Luftschlösser zu bauen, sondern den Wunsch hat, wirklich Fruchtbringendes zu schaffen, so ist dieser Weg der schwerere. Denn bei dem Versuch, ein ideales Ziel zu setzen, muss man sich aller persönlichen Neigungen und Liebhabereien enthalten und darf keine blossen Einfälle vortragen, sondern dieses als ideal bezeichnete Ziel muss durch seine innere Wahrheit wirken. Es muss das Bedauern wachrufen, dass eine volle oder auch nur teilweise Durchführung schwer oder unmöglich sei, und dadurch den Wunsch und das Bestreben wecken, dem vorgesteckten Ideal wenigstens in den Schranken des Möglichen näherzukommen. Wer also einmal von bestehenden und hemmenden Verhältnissen absehen will, muss sich jede Konstruktion erlauben dürfen, sofern diese nur die Leistungsfähigkeit der menschlichen Natur nicht überschreitet. Er wird nicht unmittelbar zu einem praktischen Ziele kommen, aber seine Wirkung ist durch keine Zeit beschränkt, und die fernsten Geschlechter werden zu ihm zurückkehren und von ihm lernen. Wer dagegen ein unmittelbar praktisches Ziel vor Augen hat, wird zwar seinen prinzipiellen Standpunkt beibehalten dürfen, aber gezwungen sein, sich im einzelnen an das Erreichbare zu halten.

Für die Tiefe des Unterschieds, der sich zwischen diesen beiden Möglichkeiten auftun kann, bieten die Schriften Platons einen denkwürdigen Beleg. Der grosse Weise hat zweimal in umfassender Weise über Erziehung gesprochen, beidemale im Zusammenhang mit der Erörterung über den besten Staat. In der fröhern, etwa 375 v. Chr. vollendeten

Schrift, die man gewöhnlich die Republik nennt, hat er sein Ideal der Staatsform ausgeführt, der Verfassung, wie sie sein sollte, ohne Rücksicht auf die Möglichkeit der Einführung in einem damaligen griechischen Gemeinwesen. Dementsprechend ist auch die Erziehung ganz ideal gestaltet, und es wird nur die Frage gestellt, durch welche Mittel die Bürger und namentlich die Regirenden eines solchen Musterstaates für ihre Pflichten befähigt werden sollen. Die spätere Schrift, die Gesetze, zeigen den Versuch, die platonischen Gedanken über die beste Verfassung auf eine bestimmte Organisation anzuwenden. Dieser Versuch entsprang einer konkreten Veranlassung. In den sechziger Jahren des vierten Jahrhunderts hatte es Platons Freund und Gesinnungsgenosse Dion unternommen, in Syrakus an Stelle der Tyrannis des jüngern Dionysios eine neue Verfassung im Sinne und Geiste Platons einzuführen, und Platon lebte der Hoffnung, dass das Experiment gelingen werde, umso mehr, als die ersten Anfänge sehr glücklich verliefen. Wie er sich die Anwendung seiner Grundsätze in diesem konkreten Falle dachte, das führte er in den Gesetzen aus. Das Unternehmen scheiterte. Dion wurde ermordet, und Platon, dessen Lebensabend durch diese Ereignisse dauernd verdüstert wurde, liess das Buch unvollendet. Es wurde erst nach seinem Tode herausgegeben und zeigt durch die sich oft unangenehm geltendmachende Dunkelheit der Sprache, den im Gegensatz zu den andern Schriften oft ungelenken Stil, dass die Arbeit ganz plötzlich abgebrochen worden ist.

Dem Unterschied der Zwecke der beiden Schriften entspricht es, dass auch in den Fragen der Erziehung die Gesetze nicht nur von den hohen idealen Forderungen der Republik in vielen Punkten abweichen, sondern dass auch mehr ins einzelne eingetreten wird. Auch hier freilich ist nicht zu viel spezialisirt. Das war nicht Platons Art. Er hat sich mehrfach dahin ausgesprochen, dass allzu eingehende Reglemente und Verordnungen zu nichts gut seien, da man doch nicht zum voraus jeden möglichen Fall in Anschlag bringen könne. Vielmehr müssten die grundlegenden Bestimmungen kurz und klar sein. Wenn man die ausübenden Organe der Staatsgewalt streng auf die Verfassung verpflichte und ihnen schon in der Erziehung deren Sinn und Geist einflösse, dürfe man ihnen die Regelung des einzelnen vertrauensvoll überlassen. Platon hatte eben in Athen gesehen, wohin die planlose Gesetzmacherei führen kann. Man fand zu seiner Zeit dort sich in dem Paragraphenschwall gar nicht mehr zurecht und wusste oft kaum, was noch gelte, und was durch neue Verordnungen abgelöst war.

Platons pädagogische Grundsätze erscheinen, wie nicht anders möglich ist, von seinen politischen Prinzipien bedingt. In dem Idealstaat

seiner Republik herrscht ein Stand, den er die Hüter oder Wächter nennt, und der die sorgfältigste Erziehung geniesst. Es ist eine Aristokratie, aber nicht eine solche des Blutes oder des Geldes, sondern lediglich der geistigen und körperlichen Überlegenheit; eine Aristokratie, die das Regiment ausübt und die Waffen führt, die aber keinen Privatbesitz haben darf, sondern deren Lohn ausschliesslich in der Ehre und in dem von der Gemeinde ihr gewährten Lebensunterhalt besteht. Eine Hauptaufgabe der Regenten ist es, dem Stande den künftigen Nachwuchs zu sichern. Da die Ehe aufgehoben ist und alle Kinder in Staatsanstalten erzogen werden, kann jede Bevorzugung vermieden werden. Die leiblich und geistig tüchtigsten Kinder werden zur Erziehung zu künftigen Hütern ausgewählt.

Es würde vermutlich nicht übersichtlich genug sein, wenn ich die Ausführungen des Staats und der Gesetze Punkt für Punkt miteinander vergleichen wollte. Eher empfiehlt es sich, die beiden Schriften gesondert zu betrachten. Die Unterschiede werden so noch besser in die Augen fallen. Wir beginnen mit der „Republik“.

Platon bezeichnet es von vornherein als eine Lebensaufgabe des Idealstaates, dass die künftigen Regenten und Bürger in der richtigen Denkweise erzogen werden. Die Geistesbildung, was wir so nennen, geht daher der leiblichen der Zeit nach voran. Denn er bezeichnet es als nicht richtig, zu warten, bis die Kinder einen eigentlichen Unterricht bekommen, um sie in die richtigen Anschauungen einzuführen. Der höchste Zweck aller geistigen Erziehung ist nach ihm das Streben nach Weisheit, nach der Erkenntnis des Wahren, Guten und Schönen, ein Streben für das Platon selbst das Wort Philosophie geprägt hat; weshalb es denn richtig ist, dass die Regenten seines Staates Philosophen sein müssen, so missverständlich es ihm auch oft ausgelegt worden ist. Nicht dem tätigen Leben der Welt abgewandte Denker, sondern im Streben, nach dem Höchsten zu den edelsten Taten befähigte Männer und Frauen sollen seinen Staat leiten.

Für eine wirkliche Erkenntnis des Wahren ist aber, so führt Platon weiter aus, nichts so gefährlich, als wenn schon den kleinen Kindern ganz falsche Begriffe beigebracht werden. Hier wie überall ist der Anfang die Hauptsache; denn die weiche Seele des Kindes nimmt die Eindrücke am willigsten auf, und was ihr da eingeprägt wird, bleibt als unzerstörbares Gepräge haften. Es ist also gar nicht gleichgültig, was Mütter und Kinderfrauen den Kindern für Geschichten erzählen, und ebenso wenig, mit welchen Dichterwerken die heranwachsende Jugend gespeist werde. Ganz besonders ist da das Augenmerk auf die von den Dichtern

vorgetragenen Göttergeschichten zu richten. Von der Gottheit soll nichts erzählt werden dürfen, was mit ihrem Wesen nicht vereinbar ist, denn sonst bekommen die Kinder falsche Vorstellungen von ihr. Szenen, wie sie Hesiod und Homer enthalten, von der Auflehnung des Zeus gegen seinen Vater, von den Zwistigkeiten unter den Göttern, der unwürdigen Teilnahme an den Geschicken der Helden, ergeben nur schlechte Beispiele; denn wie kann man das Abscheuliche solcher Handlungen klar machen, wenn Götter selbst sie begangen haben? Die Gottheit ist gut; also ist eine Erzählung, nach der ein Gott Urheber von Bösem wäre, zu verwerfen. Gott kann sich nicht verwandeln, ausser in einen geringeren und schlechteren Zustand; also fort mit den Ammenmärchen von nächtlich wandelnden Göttern und trügerischen, von einem Gott gesendeten Träumen. Haben doch solche Geschichten nur zur Folge, dass die Kinder furchtsam werden, die schlimmste Eigenschaft für künftige Krieger. Das-selbe gilt von den schreckhaften und grotesken Unterweltvorstellungen. Vor Todesfurcht müssen die Kinder vor allem freigehalten werden. Die Tugenden der Ehrerbietung gegen die Regirenden, der Selbstbeherrschung und Mässigkeit, der Abwendung von unrechtem Gewinn, der Seelenstärke im Ertragen von Leiden und Unglück werden durch die Dichter gefährdet, deren anmutige und lockende Schilderungen den Lehren, die man der Jugend gibt, oft schnurstracks zuwiderlaufen. Fast am schlimmsten ist, dass in der Poesie das Verhältnis der Tugend zum Glück ganz falsch dargestellt ist; sie schildert den Edlen elend und den Ruchlosen glücklich, während doch dieser Begriff des Glückes auf ganz unrichtigen Voraussetzungen beruht.

Der Kampf gegen die Poesie, eine der merkwürdigsten Seiten in Platons Wirksamkeit, ist erst dann recht verständlich, wenn man den grossen Einfluss der Dichter auf das Geistesleben der Zeit bedenkt. Homer war seit Solon durch die Vorträge der Rhapsoden, wie im Schulunterricht, in Athen ein ganz populärer Dichter geworden. Seine Religion, seine Göttergesellschaft, sein Staats- und Gesellschaftsleben entsprachen ja den Vorstellungen der Athener gar nicht. Aber die Macht seiner Poesie hatte auch seiner Weltanschauung nach und nach Eingang verschafft. Dazu kam, dass der Begründer der attischen Tragödie, Aischylos, Homer, das heisst die ganze episch behandelte Sage, zum Inhalt der neuen Dichtungsart gemacht hatte, und dass die Dichter der Tragödie an der Sage die Rätsel der Welt und des Menschendaseins eifrig erörterten. So wurde der alte Dichter eine geistige Macht, und damit erhob sich, schon vor Platon, der Widerspruch gegen ihn, zugunsten eines reineren Gottesbegriffs, ein Kampf, der sich bis in die christliche Schriftstellerei

der ersten Jahrhunderte fortsetzte. Platon, selbst einer der grössten Dichter genien, die je gelebt haben, machte den Kampf zuerst in der eigenen Seele durch. Dass zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden dem Menschen nur die bange Wahl bleibe, hatte er mit Schmerzen erkannt und, sich als echter Prophet eines erneuten und besseren Daseins, für den letzten entschieden. Wir können dem Ringen in ihm noch folgen. Schweren Herzens hat er der geliebten Poesie, die er in all ihren Höhen und Tiefen kannte, abgesagt, damit sie ihm nicht die Gemüter seiner Bürger verwirre. Poesie soll in seinem Staate auch sein, aber nur solche, die erziehen und die Resultate der Erziehung festigen hilft, die Vorbilder von Gerechtigkeit, Tapferkeit und jeglicher Tugend aufstellt und die rechte Gottesvorstellung rein bewahrt.

Wenn die Kinder, so denkt Platon weiter, nichts lesen sollen, was zu dem ihnen in der Erziehung beigebrachten Grundsätzen in Widerspruch steht, so gilt das noch fast in höherem Grade von den Stücken, die man sie auswendig lernen und zum Zweck der Übung in Wort, Ausdruck und Geberde vortragen lässt. Die Wichtigkeit, die Platon diesem Teil der Erziehung beilegt, möchte uns von vornherein weniger einleuchten, aber doch nur darum, weil wir selbst darin zu wenig tun. Dem Griechen galt die Meisterschaft über seine Sprache, auch im äussern Ausdruck und in der begleitenden Geberde, als der Gipfel der Bildung, und das demokratische Staatswesen gab nicht nur den Politikern Gelegenheit, ihrer Meinung in der Gemeindeversammlung Geltung zu verschaffen. Auch der grosse Regenten- und Kriegerstand der platonischen Republik, der auf Gleichberechtigung aufgebaut ist, kann solche Übung sehr wohl brauchen. Bezeichnend ist nun, dass Platon gar nicht daran denkt, die Kinder oder Heranwachsenden sollten dabei eigene Gedanken produziren; sondern sie müssen auswendig Gelerntes vortragen. Er geht offenbar von dem Gedanken aus, dass der Ausdruck nur dann ganz beherrscht werden kann, wenn nicht schon der Stoff Schwierigkeiten macht, nebenbei bemerkt ein Hauptgrund, warum die Schüler beim modernen Aufsatz nicht genug deutsch lernen.

Was nun die Auswahl des Vorzutragenden betrifft, sagt Platon, so ist dabei im Auge zu behalten, dass die Kinder zu Hütern, d. h. zu wirklichen Werkmeistern der edelsten Freiheit berufen sind. Es sind deshalb für sie die Stücke so zu wählen, dass nur das wahrhaft Freie, der echte Seelenadel, zur Darstellung gelangt. Der Vortrag soll rein erzählend sein; dramatische Vorführungen taugen für die Jugend nicht, auch nicht zu blossem Spiel, denn der Spielende versenkt sich bei der Darstellung ganz in die dramatische Rolle; das nur dargestellte Bild tritt ganz in

ihn ein und beeinflusst seine Vorstellungen, Gedanken und Sitten. Weil aber das Drama auf Charaktergegensätzen beruht, ist es nicht anders möglich, als dass auch schlechte Charaktere dargestellt werden, und diese Gefahr muss fern bleiben.

Nicht anders verhält es sich, nach Platons Ausführungen, mit der eigentlichen Musik. Weise und Rhythmus folgen dem Sinne des Textes und beeinflussen die Seele des Menschen. Also dürfen die Kinder weder weiche und sentimentale Weisen spielen, noch auch ausgelassene und wilde. Brauchen kann man nur, was zur Tapferkeit ermahnt und auch Tod und Unglück gegenüber einen hohen Sinn pflanzt. Wir werden vielleicht finden, dass unsere nordischen Seelen solchen Einflüssen gegenüber weniger empfänglich seien; oder wir werden sagen, es bringe eben schon jeder der bestimmten Weise der Musik eine grössere oder geringere Empfänglichkeit entgegen. Das hat Platon nicht bestritten, sondern ausdrücklich anerkannt. Worin er weiter geht, ist, dass er dem ersten Unterricht in der Musik einen grundlegenden Charakter zuschreibt; und bei näherem Nachdenken werden auch wir nicht leugnen können, dass eine frühe Gewöhnung an harmonische, ernste, getragene Musik ein bedeutendes Mittel zur Charakterbildung werden könne. Denn der Übergang vom sichern ernsten Gefühl zum ernsten Gedanken ist nicht gross, und wir sind oft nur zu geneigt, die Wirkung der frühesten Empfindungen in den Seelen der Kinder zu unterschätzen.

Gleicherweise will Platon, dass man den Kindern, wie übrigens dem ganzen Volke, auch in den Erzeugnissen der andern Künste nur die Nachbildung des Schönen und Gutgearteten vorführ; denn er glaubt, was man als Kind gelernt, werde man auch im Leben draussen festhalten. In allen Künsten, heissen sie nun Malerei, Skulptur, Architektur oder wie sie wollen, soll der Geist des Schönen und Geordneten herrschen. Nur solches sollen die Kinder sehen, nur solches auch nachzeichnen. So wird die Jugend wie in einer gesunden Gegend wohnen und überallher gefördert werden, woher immer von schönen Werken etwas ihr Auge oder Ohr erreicht, das wie ein Windhauch aus guter Lage die Gesundheit bringt. Ohne es zu merken, werden sich die jungen Leute an das Ideal des Schönen und Rechten gewöhnen. Sie werden es überall bemerken, wo es ihnen entgegentritt, sich überall vom Gegenteil abgestossen fühlen. Für das ganze Leben bleibt ihnen der richtige sittliche und ästhetische Maßstab für alle Erzeugnisse der Kunst, lange bevor sie dazu gelangen, ihre Urteile vernunftgemäß zu begründen.

Werden wir nicht sagen, dass wir gegenwärtig weit davon sind, diesem Ideal zu entsprechen? Gewiss ist es lächerlich, das Nackte in der

bildenden Kunst mit dem Unsittlichen identisch zu erklären; aber vor dem Lüsternen und moralisch Hässlichen in Schrift und Bild wird zu gegenwärtiger Zeit die Jugend nicht genügend gehütet, und nur zu oft lernt sie alle möglichen Urteile über moralische und ästhetische Dinge kennen, bevor sie selbst Gelegenheit gehabt hat, durch schöne Vorbilder in der eigenen Seele einen Maßstab zu gewinnen.

Durch die seelische Erziehung wird auch der Körper stark beeinflusst. Zu seiner Ausbildung dient die andere Seite der Erziehung, die gymnastische. Doch handelt es sich nach Platons Meinung bei einer solchen Einteilung nicht einseitig um den Gegensatz zwischen Körper und Geist, sondern vielleicht in höherem Grade um zwei verschiedene Eigenschaften der Seele, den Mut und die Wissbegierde. Ersterm dient für den Verständigen die Gymnastik; denn nur in einem gesunden und starken Körper ist rechter Mut denkbar. Die beiden Seeleneigenschaften bilden aber eine notwendige Ergänzung zu einander. Denn einseitige Körperförmung erzeugt Roheit und Stumpfheit, einseitige Geistesbildung Schlaffheit und allzugrosse Friedlichkeit, beides Extreme des Richtigen. Der Übung des Körpers muss eine richtige Diätetik zur Seite gehen; gesunde, aber einfache Nahrung erhält frisch und macht den Arzt überflüssig. Wer stark und genügend beschäftigt ist, hat keine Zeit zu langen Kuren, durch die sich unmässige und untätige Reiche nur den Tod verlängern. In unserem Staat aber gibt es nur stark beschäftigte Leute.

Die Erziehung der weiblichen Jugend, so fordert Platon weiter, soll genau die nämliche sein wie die der männlichen, und beide Geschlechter sollen gemeinsam erzogen werden. Er begründet diese Forderung folgendermassen. Die Meinung, dass in den Anlagen beider Geschlechter ein Unterschied sei, ist ein Missverständ. Gewiss gibt es natürliche Unterschiede, und dass das Weib an physischer Kraft hinter dem Manne zurücksteht, ist auch nicht zu leugnen. Aber damit sind die Unterschiede erschöpft. In allem, was die Fähigkeiten zur Ausübung jeder staatlichen Berufstätigkeit, also auch zur Ausbildung dazu, betrifft, findet nicht der Gegensatz der Geschlechter, sondern innerhalb beider Geschlechter der Gegensatz der Befähigten und der Unbefähigten Anwendung. Es gibt allerdings Frauen, die einer höhern Ausbildung unzugänglich sind; es gibt aber auch solche Männer. Das Studium der Natur der Menschen lehrt, dass es, ausser den spezifischen Aufgaben des Geschlechts, keine Beschäftigung gibt, für die Männer oder Frauen allein geeignet wären; und wenn man unsren Standpunkt als verkehrt verspotten wollte, so könnte man mit viel grösserem Rechte sagen, es sei naturwidrig, dem weiblichen Geschlechte bestimmte Arbeiten zuweisen und es von der höhern Bildung des Mannes

ausschliessen zu wollen. Die talentvolle Frau soll lernen, was der Mann lernt, und dann auch die nämlichen Rechte haben. Für manches im Staat wird sich die Frau mindestens so gut eignen wie der Mann.

Platons Lösung der Frauenfrage ist die radikalste, die es geben kann. Aber wenn wir seine Gründe untersuchen, so finden wir, dass sie für die Erziehung wenigstens unanfechtbar sind. Wenn die weitern Folgerungen, die er zieht, allzuwenig durchführbar erscheinen, wenn namentlich die Aufhebung der Familie grössere Nachteile als Vorteile zu bringen droht, so ist damit gegen die gleiche und gemeinsame Bildung der Geschlechter nichts gesagt. Die Trennung, die zur Stunde noch massgebend ist, hat es verschuldet, dass man den Frauen eine minderwertige Bildung glaubte geben zu dürfen, dass man sie von so vielem ausschloss, was sie gerade so gut, oft besser, verstehen könnten als die heranwachsende männliche Jugend. Wenn im späteren Alter der Unterschied in der physischen Kraft den Mann zu manchem besser befähigt, so kann man den Resultaten ruhig entgegensehen. Man hat aber deshalb nicht das Recht, weder die weibliche Erziehung minderwertig zu belassen, noch auch die gleichwertige weibliche Arbeit schlechter zu bezahlen.

Überblicken wir das ganze der Erziehung im platonischen Staat, so ist es freilich die einer Aristokratie, aber erstens einer sehr zahlreichen, die einen grossen Teil des Volkes ausmacht und alles umfasst, was dem Staate direkt dient, und zweitens einer, zu der jeder Befähigte Zutritt hat. Bedenken wir ferner, dass Platon in den „Gesetzen“ obligatorischen Schulunterricht für alle verlangt, nicht aber für alle bis zur obersten Stufe, so dürfen wir, auch wenn er sich darüber nicht ausgesprochen hat, annehmen, dass er es auch für den Nährstand des Idealstaats, Handwerker, Krämer, Bauern so meinte. Ich weiss nicht, ob nicht ein Zukunftsstaat, in dem alle Produktionsmittel verstaatlicht wären, zu ähnlichen Ordnungen kommen müsste. Jedenfalls würden sie den Schrecken der Lehrer, die für geistige Bildung unfähigen Schüler, nicht mit aller Gewalt durch sämtliche Schulstufen treiben lassen.

Gehen wir zu Platons „Gesetzen“ über, jenem späteren Werk, das die Grundlinien für die neue Verfassung von Syrakus zu ziehen bestimmt war. Der praktische Zweck verbot, den Standpunkt des absolut Idealen festzuhalten. Der gesellschaftliche Zustand von Syrakus musste respektirt, das neue sorgfältig eingefügt werden. Man konnte vor allen Dingen nicht daran denken, die Sklaverei abzuschaffen, die im Idealstaat keinen Platz gehabt hatte. Deshalb musste auch die höhere Bildung für die Kinder der freien Bürger reservirt werden, denen die niedere Arbeit des Tages erspart war. Aber wenn man beachtet, dass auch die Kinder der

Unfreien obligatorischen Schulunterricht geniessen sollten, so schwindet der Abstand von unseren Zuständen um ein bedeutendes zusammen. Man wird ja nicht leugnen wollen, dass auch bei uns die Wohlhabenden und Reichen es leichter haben, ihren Kindern eine gute Erziehung geben zu lassen, als die Armen; und wenn man die Forderungen mancher moderner Schulhygieniker hört, könnte man bisweilen versucht sein, zu glauben, die Kinder unserer Zeit hätten sich ausschliesslich auf ein sorgenloses Dasein vorzubereiten, und nicht auf ein Leben voll Kampf und Arbeit und rastlosen Wettkampfs. Wie dem aber auch sei: wenn Platon praktisch etwas erreichen wollte, so musste er die tatsächlichen Verhältnisse zugrunde legen. Das zweite Werk steht daher zum ersten in einem ähnlichen Verhältnis wie die Kirche des Christentums zum ursprünglichen Evangelium. Die Höhe der sittlichen Forderungen wird prinzipiell festgehalten, aber im einzelnen findet manche Anpassung an diese Welt statt.

Das zeigt sich vor allem in der Auffassung des Verhältnisses der körperlichen zur geistigen Bildung. War im Idealstaat die letztere durchaus das vorherrschende, so dass sogar bei der Gymnastik der Einfluss auf die Seele voraus betont wurde, so erscheint nun in den Gesetzen die Sache in anderem Licht. Ein griechischer Staat jener Zeit musste vor allem kriegstüchtig sein, und besonders Syrakus bedurfte, bei der Nähe des beständig eroberungslustigen Karthago, ein schlagfertiges Heer. Darum wird auf die Erwerbung von körperlicher Gesundheit und Kraft hier ein grosses Gewicht gelegt. Es ist freilich, sagt Platon, schwierig, ja misslich, für die erste Erziehung, ja für die Pflege des Kindes vor der Geburt, Gesetze zu geben; und doch sollte der Gesetzgeber dem Staate das Recht einräumen, für das private Leben der Bürger in dieser Beziehung allgemeine Normen aufzustellen, welche die nämliche Bedeutung hätten, wie gegenwärtig das ebenfalls nicht durch Paragraphen normirte, aber dennoch von allen beobachtete und heilig gehaltene Herkommen. Für den Leib wie für die Seele des Kindes ist eine heitere, gleichmässige und freundliche Gemütsstimmung das zweckmässigste. Dazu kann die Mutter mitwirken, wenn sie in der Zeit vor der Geburt selbst nach einem solchen seelischen Gleichgewicht trachtet, und wenn sie in der ersten Erziehung ebensowohl die Verzärtelung als die gewaltsame Niederkunft der Kinder vermeidet. Denn jene macht die Kleinen unzufrieden und jähzornig, sklavische Unterdrückung aber niedrigen Sinnes, menschenfeindlich und trotzig. Man gebe also dem schreienden Kinde so weit nach, als sein Verlangen berechtigt ist, hüte sich aber zu meinen, man müsse in ihm nur Freude erwecken und jede Unlust abhalten.

Ebenso, fährt Platon fort, wird die Natur der Kleinen dadurch gekräftigt, dass man sie häufig bewegt. Sie sollen bis zum dritten Jahr vorwiegend getragen werden, damit sie nicht durch vorzeitige allzu häufige Bewegungen ihre Glieder verkrümmen. Das Wiegen und der Gesang der Mütter und Wärterinnen hat ausserdem noch eine besondere und grosse Bedeutung. Diese von aussen kommende Bewegung nämlich wirkt beruhigend auf eine innere, die aus einem gewissen Furchtgefühl entspringt, und hat somit auch den Wert, die Seele der Kinder mutiger und zuversichtlicher zu machen. Vom dritten Altersjahr an können Strafen eintreten; aber sie dürfen nur den Zweck haben, die jugendliche Zügellosigkeit einzudämmen und der Verweichlichung vorzubeugen. Nie aber dürfen sie das Ehrgefühl der Kinder beleidigen und ihren Zorn hervorrufen.

Schon im dritten Altersjahr beginnt die eigentliche Erziehung, und hier tritt uns nun ein Gedanke entgegen, der im früheren Werke noch fehlt. Wie dem alten Platon die Vorstellung gekommen ist, die Menschen seien doch eigentlich nur ein Spielzeug in der Hand Gottes, so hebt sich der Gedanke des Spiels auf allen Lebensgebieten kräftig hervor. Besonders in der Erziehung spielt es eine sehr wichtige und bedeutsame Rolle. Das Spiel ist der Ausgangspunkt der Erziehung. Wer in irgend einem Punkt ein tüchtiger Mann werden will, muss sich darin von Jugend auf im Spiel wie im Ernst üben. Der künftige Baumeister führt schon als Knabe kleine Bauten auf; der künftige Landmann freut sich an kleinen Geräten, die den wirklich gebrauchten nachgebildet sind, und ein verständiger Erzieher verschafft den Kindern Gelegenheit dazu. Wer auf Wissenschaften ausgeht, beschäftige sich früh mit Messen und Wägen, den künftigen Krieger lehre man früh reiten, und so versuche man auf alle Weise die Freude und Begierde der Kinder auf das zu lenken, was sie als Männer vollkommen können müssen.

So soll auch die erste Erziehung Spiel sein; und zwar kann man die Kinder zunächst machen lassen. Kommen sie zusammen, so erfinden sie ihre Spiele selbst. Die Zusammenkünfte geschehen unter Aufsicht vom Staate angestellter Kinderwärterinnen, die neben den freien Spielen solche anordnen, die von den staatlichen Organen als zweckmässig bezeichnet sind. Wir haben die Einrichtung der Kindergärten vor uns. Auch das Lokal ist angegeben: es ist der grosse Hain oder Baumgarten des Tempelbezirkes jedes Stadtviertels. Ein Züchtigungsrecht steht der Kindergärtnerin gegen Kinder von Sklaven und Fremden ohne weiteres zu; gegen Bürgerkinder nur, wenn kein Einspruch erhoben wird; im letzteren Fall hat sie die Sache vor die Stadtbehörde zu bringen.

Im Kindergarten bleiben die Kinder drei Jahre, bis zum zurückgelegten sechsten Altersjahr. Hierauf werden sie in die eigentliche Gymnastik eingeführt, die sie bis zum Eintritt in das waffenfähige Alter betreiben. Die gymnastischen Übungen zerfallen in militärischen Vorunterricht, Ringen und Tanz, von denen auch die letzteren die Kriegstüchtigkeit wesentlich oder doch zum Teil im Auge haben. Vom sechsten Jahre an sollen die Knaben lernen, mit Bogen, Wurfspiess und Schleuder umzugehen, und zwar soll man es nicht bei der verkehrten und gewöhnlichen Art bewenden lassen, um die rechte Hand zu üben. Die beiden Körperseiten sind ja sonst ganz gleich stark, also müssen es auch die Hände und Arme sein. Dass Platon auch auf die frühe Übung im Reiten beständig Gewicht legt, erklärt sich am besten dadurch, dass er syrakusische Verhältnisse im Auge hatte. In Sicilien war die Kavallerie von grosser Bedeutung geworden, während sie in dem gebirgigen Griechenland nie so recht hatte gedeihen wollen. Beim Ringen handelt es sich nicht um die kunstmässige Fertigkeit, und die Regelbücher, die darüber existiren, taugen nichts. Was für die Erziehung not tut, ist das nämliche, was dem Mann im Kriege zustatten kommt, Gelenkigkeit, Kraft und schöne Bewegung.

Von ganz besonderer Wichtigkeit ist der Tanz oder besser der Chorreigen. Diese Kunst, wie die des Gesangs, beruht auf dem allen Menschen angeborenen Trieb, die Glieder zu bewegen und Leute auszustossen; und zwar wird der Mensch durch seine Anlage darauf gelenkt, das nicht, wie die Tiere, ohne alle Ordnung zu tun, sondern ihmwohnt ein Gefühl für Harmonie und Rhythmus inne. Es darf hier darauf hingewiesen werden, dass die neueste Wissenschaft den musikalischen Rhythmus sowohl der Stimme als der Bewegung gleich Platon aus einer Naturanlage eines Menschen ableitet, die sich zuerst in der rhythmischen Begleitung der Arbeit, beim Hämmern, Dreschen, Rudern usf. kundgibt. Diese Bewegungen und die damit verbundenen Gesänge soll nun die Erziehung leiten, und zwar so, dass sie zugleich auch das Gefühl für das Schöne heranbilden. Tanz und Gesang sollen Worte und Bewegungen des edlen Menschen darstellen, um das zu bewirken. So hat denn die rhythmische Bewegung des Chorreigens ein doppeltes Resultat im Auge. Der Tanz in Waffen begünstigt die kriegerische Ausbildung. In ihm kommt das militärische Element vorwiegend zur Geltung; es zeigt den Krieger im Moment der Verteidigung, durch Ausbiegen und Parieren des feindlichen Schlages, wie beim Angriff mit Speer oder Schwert, mit Bogen oder Wurfspiess; es verrät den Tapferen durch die edle Körperhaltung und Bewegung, den Unedlen durch das Gegenteil. Und wie im kriegerischen

*Plaut  
Ges. II 65*

Tanz, so muss der Knabe auch bei jedem Festzug zu Ross oder zu Fuss mitmachen, um sich an die Ordnung des Waffenhandwerks zu gewöhnen.

Das zweite Resultat des Tanzes aber ist die Gewöhnung an taktvolle Bewegung, die wesentlich durch die friedlichen Reigentänze zu Ehren der Götter geübt werden. Diese drücken insgemein die Darstellung eines friedlichen und glücklichen Zustandes aus, entweder der Rettung aus Gefahren, oder des Besitzes eines ruhigen Glückes. Die stärkere Freude wird sich in kräftigeren, die geringere in weniger starken Bewegungen äussern; auch hier wird sich der massvollere Charakter an seinem gehaltenen Ausdruck, der niedere durch auffallende Bewegungen verraten.

Wenn wir versucht sein könnten, die letzteren Ausführungen lieber auf das Ballet als auf den Turnunterricht anzuwenden, so geben wir vielleicht damit nur zu, dass wir das Turnen immer zu sehr von der ganzen Erziehung losgelöst haben. Es fällt auf, dass von derartigen Übungen, wie unser Gerätturnen sie zeigt, bei Platon gar keine Rede ist, und dass sich bei ihm die Turnspiele zum guten Teil dem militärischen Vorunterricht unterordnen, sofern sie nicht auf eine harmonische Bewegung des ganzen Körpers ausgehen. Es ist die Frage, ob dieses Prinzip nicht grosse Beachtung verdiene; denn es entfernt sich ebensoweit von nutzloser militärischer Spielerei wie von übel angebrachtem Athletentum, und vereinigt doch die Erziehung zu körperlicher Kraft und schönem Anstand in vollkommen genügender Weise.

Hier muss nun die Frage behandelt werden, wie sich Platon in den „Gesetzen“ die Erziehung des weiblichen Geschlechtes denkt. Da ist denn zunächst auffallend, dass er die Geschlechter nur bis zum sechsten Altersjahr gemeinsam erziehen lässt, von da an sie aber trennt. Das ist keine Untreue gegen sein ursprüngliches Ideal der vereinigten Erziehung, sondern hier wirkt wieder das harte Gebot der Notwendigkeit. Wollte er praktisch durchführbare Vorschläge machen, so konnte er sich vom realen Boden nicht allzuweit entfernen. Es ist zwar nicht richtig, wenn man immer behauptet, die griechische Frau sei wie eine Orientalin behandelt worden. In Athen genoss sie sogar einer Achtung, wie sie ihr seither erst durch die Reformation, d. h. durch die Abschaffung des Priesterzölibats, wieder zuteil geworden ist. Aber da Platon das Institut der Ehe, das er im Idealstaat aufgehoben hatte, für die Gesetze beibehalten musste, sah er sich auch in die Notwendigkeit versetzt, den landläufigen Anschauungen über Mädchenerziehung Rechnung zu tragen. Es war schon ein hinreichend kühner Schritt, wenn er auch jetzt ver-

langte, dass die Frauen zu einer ganzen Reihe von Staatsämtern herangezogen werden sollten, und wenn er für die Mädchen, wenn nicht eine gemeinsame, so doch die gleiche Erziehung wie für die Knaben forderte. Auch die gymnastischen Übungen sollten dieselben sein, militärischer Vorunterricht, Ringen und Chorreigen; denn erstens gehöre auch der Frau eine allseitige körperliche Ausbildung, und zweitens sei es gar nicht so unzweckmässig, wenn sie sich auch ein wenig auf das Waffenhandwerk verstehe. Man soll nur einmal annehmen, dass der ganze Heerbann ausgerückt sei, oder dass ein übermächtiges Heer von Hellenen oder Barbaren die Stadt bedrohe. Da müssen doch, im ersten Falle, die Frauen den Wachdienst versehen können, im zweiten aber, anstatt in den Tempeln die Hülfe der Götter anzurufen, es den Müttern unter den Tieren gleich tun können, die mutig ihre Jungen verteidigen. Einige Abweichungen von den Vorschriften für die Knaben gibt Platon für die Mädchen zu. Es ist ganz deutlich, dass er tatsächliche Zustände im Auge hat: die Barbaren, die heranrücken könnten, sind die Karthager, die mehr als einmal vor Syrakus lagen. Dass er daneben die Geistesbildung auch den Frauen zugänglich machen will, versteht sich nach diesem allem von selbst. Und hier hat er das schöne Wort gesprochen, dass der Staat, der die Erziehung des weiblichen Geschlechts vernachlässige, sich selbst der Hälfte seiner Kraft beraube.

Diese Geistesbildung, die musiche, wie er sie auch hier nennt, ist, wie in der Republik, zunächst die Erziehung der Seele zum Schönen. Dass diesem Zweck auch die Gymnastik teilweise dienen soll, haben wir bereits gesehen. Gesang und Tanz sind eben dem Griechen, wenn nicht unzertrennliche, so doch sehr nahe verwandte Begriffe. So wiederholt denn Platon, dass die Erziehung auch der Seele damit beginne, die dem Menschen innewohnenden Triebe nach rhythmischer Bewegung und Lautäußerung zu leiten und schön zu gestalten, und dass, anfänglich durch das Spiel, die Kinder Freude an dem erhalten sollen, was sie später zu leisten haben. Das ist aber, sagt er, die Kunst, ein vollkommener Bürger zu sein, d. h. mit dem Rechte regiren und sich regiren lassen zu können; und die Begierde darnach zu wecken, ist die Hauptaufgabe der Erziehung. Sie führt und leitet die Kinder zur willigen Anerkennung der vom Gesetz und der Erfahrung der Verständigen ausgesprochenen und gebilligten Grundsätze, unter denen auch hier der vornehmste ist, dass das Schöne und das sittlich Gute identisch seien. Von diesem Grundsatz müssen die Seelen der Kinder erfüllt werden. Sie müssen lernen, nur das wirklich Schöne für schön zu halten. Denn gefällige Darstellung des moralisch Hässlichen wirkt schädlich und verwirrt das Urteil.

Schön ist alles, was in Bewegung oder Lied durch Trefflichkeit der Seele und des Körpers bedingt ist; was mit seelischer oder leiblicher Schlechtigkeit zusammenhängt, muss als hässlich gelten. Daher kann der Staat nicht untätig zusehen, was die Künstler und Dichter darstellen, und welche Mittel sie dazu verwenden. Er muss darauf sehen, dass ihn die Kunst in seinen erzieherischen Bestrebungen unterstützte, und dass nichts dargestellt werde, als was dem wahrhaft Schönen dient. Die Kunst unterliegt deshalb der Aufsicht des Staates, dessen Bestreben dahin geht, dass die Kinder von vornherein die Begriffe des Guten und des Angenehmen nicht für verschieden halten. Freilich meint Platon, die Darstellungen der Kunst könnten, bei so einfachem Inhalt, eintönig werden; aber die Dichter und Künstler hätten eben dafür zu sorgen, dass die inhaltliche Mannigfaltigkeit, die hier fehlen müsse, durch den Reichtum und die Vielseitigkeit der Darstellung aufgewogen werde.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen wenden wir uns zu den einzelnen Vorschriften über die geistige Bildung.

Platon hat, vielleicht zuerst, den obligatorischen Schulbesuch verlangt. Im Athen seiner Zeit bestand ein solcher nicht; dort galt nur der Grundsatz, dass die Väter ihren Söhnen den notwendigen Unterricht geben lassen müssen. Versäumten sie es, so waren die letztern der Verpflichtung überhoben, die Väter in ihrem Alter zu erhalten. In den Gesetzen dagegen wird verfügt, dass alle Kinder die Schule zu besuchen haben, und dass kein Vater das Recht haben solle, die Dauer der Kurse zu verkürzen, auch nicht zu verlängern. Für alle Richtungen des Unterrichts sollen besoldete Lehrer angestellt werden. Als Oberaufseher der Schule wählen die Behörden auf sechs Jahre einen eigenen Beamten, der darauf zu sehen hat, dass der Unterricht der Verfassung gemäss erteilt werde. Da seine Obliegenheiten sehr zahlreich sind, hat er das Recht, Männer und Frauen als Gehilfen heranzuziehen.

Mit Sonnenaufgang müssen die Kinder zur Schule geschickt werden, und zwar in Begleitung eines Aufsehers, damit sie sich auf dem Wege ordentlich betragen. Man soll sie überhaupt nicht ohne Aufsicht lassen. Denn je weniger der Quell des Denkens in ihnen in geordnete Bahnen gelenkt ist, umso mehr ist das Kind, das am schwersten zu behandelnde aller lebendigen Wesen, zu törichten Anschlägen geneigt und heftig und übermütig.

Von den leiblichen Übungen ist bereits gesprochen; nur wären die eigentlichen Spiele noch zu erwähnen, die ebenfalls unter der Aufsicht der Lehrer abzuhalten sind. In ihnen erblickt Platon einen für das Staatsleben ausserordentlich wichtigen Faktor. Nur müssen sie fest ge-

ordnet sein, und es darf in ihrer Wahl kein zu grosser Wechsel stattfinden. Wechselt man zu häufig ab, so gewöhnt sich die Jugend, stets das neue für das bessere zu halten. Das überträgt sich dann auch auf das Staatsleben, dessen Heil doch vor allem auf der Stabilität der Verhältnisse beruht. Man lasse also die geeignetsten Spiele durch Oberaufseher feststellen und betrachte diese als Richtschnur.

Der Elementarunterricht in den geistesbildenden Fächern zerfällt in einen dreijährigen Kursus, in dem, was wir Unterricht in der Muttersprache nennen, und einem dreijährigen Kursus in Musik, zusammen sechs Elementarschuljahre vom zehnten bis zum sechzehnten Jahre. Daran schliesst sich für die Begabteren ein Unterricht in Mathematik und Astronomie. Die Auswahl dieses Lehrstoffes gibt manches zu denken. Dass das Studium fremder Sprachen nicht in Betracht kommt, liegt auf der Hand. Auf der ganzen Welt kam der Hellene mit seinem Griechisch durch, wie heute der Italiener an den Küsten des Mittelmeers mit seiner Sprache. Brauchte man etwas mehr, so waren Dolmetscher zur Hand, oder man lernte rasch das notwendigste Persisch oder Syrisch. Fremde Literaturen, die das eigene Kulturgebiet beeinflusst hätten, gab es auch nicht, daher auch keine Kultursprache, die zu lernen eine wissenschaftliche Notwendigkeit gewesen wäre, wie es zweihundert Jahre später das Griechische für die Römer wurde. Man konnte sich also auf die Muttersprache beschränken. Mehr könnte es auffallen, dass für die sogenannten Realien gar kein Raum gelassen ist, und dies umso mehr, als doch Platon im Besitze aller der schon beträchtlichen Kenntnisse war, die seine Zeit von Geschichte, Geographie, Botanik, Zoologie und Somatologie hatte. Die Ursache ist offenbar die, dass Platon von der Aneignung gedächtnismässigen Lehrstoffes nichts hielt und der Meinung war, die Bekannenschaft mit diesen Dingen könne man ruhig dem Moment überlassen, wo man sie brauche, auch den Berufspersonen, die sie zur Ausübung ihrer Wissenschaft nötig hätten. Für die Gesamtheit erblickte er darin keinen Nutzen. Inwiefern er Recht hatte, mögen die entscheiden, die wissen, was von all den Dingen bei der Mehrzahl der Schüler nach ein paar Jahren noch hängen geblieben ist.

Der Unterricht in der Muttersprache beginnt mit Lesen und Schreiben. Auf eine besondere Fertigkeit, schnell und schön zu lesen und zu schreiben ist nicht zu sehen. Wer dazu besondere Anlagen hat, wohl und gut, die andern sind nicht damit zu plagen. Besondere Beachtung erheischt der Lesestoff. Man pflegt den Kindern die vielen Dichter vorzulegen, deren Schriften auf uns gekommen sind, und es gibt unzählige Leute, die meinen, die Jugend müsse womöglich ganze Dichter auswen-

dig lernen. Andere empfehlen Lesebücher mit ausgewählten Abschnitten in Poesie und Prosa, mit Sammlungen besonders wichtiger Aussprüche und Stellen, die sie zum Auswendiglernen geeignet halten, weil dadurch im Gedächtnis der Jugend mancherlei Wissen und Erfahrungen haften bleibe. Dieses viele Wissen ist aber nicht ohne Gefahr. Die Schriftwerke enthalten gar manches, was für die Ohren der Jugend nicht taugt, und diese soll überhaupt vom Bösen und Schlechten so spät als nur möglich Kenntnis bekommen. Es kann also die Lektüre der Schriftsteller für die Schule nicht empfohlen werden. Sehen wir uns nach passendem Lesestoff um, so bietet sich vor allem der Dialog, wie ihn Platon selbst geschaffen hat. Er zögert gar nicht, es auszusprechen, dass er die Einführung seiner Schriften als Schulbuch für sehr zweckmäßig hielte, und die Nachwelt hat ihm recht gegeben. Die Anregung zum Denken, wie der hohe sittliche Ernst dieser Schriften, machen sie zur Lektüre der heranwachsenden Jugend ausnehmend geeignet.

Es folgt der Unterricht in der Musik. Zwar von Liedern und Chorreigen ist schon lange die Rede gewesen; ohne begleitende vokale oder instrumentale Musik ist ja der Tanz gar nicht denkbar. Jetzt handelt es sich aber vornehmlich um die Übung der Jugend in der Instrumentalmusik, zur Begleitung eines untergelegten Textes. Platon verlangt sehr streng, dass die Weise dem Text entspreche, und dass der Unterricht ganz einfach sei. Nicht nur sollen die Knaben nicht zu Virtuosen ausgebildet werden, sondern die Lehrer sollen von allem Künstlichen und Gemachten, woran die Musik der Zeit so reich sei, absehen. Denn dergleichen verwirre nur und führe die Jugend nicht zum wahren Nutzen, den ihnen diese Übungen verschaffen sollen.

Soweit reicht der gemeinsame obligatorische Unterricht für alle, auch die Kinder von Sklaven. Daran schliesst sich für die Freien ein methodischer Kurs in Arithmetik und Geometrie; von diesen Wissenschaften sollen alle die Grundlagen verstehen, nicht nur praktisch zum täglichen Gebrauch, sondern theoretisch, mit wissenschaftlicher Begründung. Denn unordentliches Vielwissen ohne logische Durcharbeitung ist eigentlich viel schlimmer als völlige Unwissenheit. Auch hier kann man spielend beginnen und den Kindern die ersten arithmetischen Funktionen an greifbaren Gegenständen klar machen.

Mit Vorgerückteren gehe man darauf zur Astronomie über. Was Platon darüber sagt, ist von so fundamentaler Wichtigkeit, dass wir etwas dabei verweilen müssen; denn es berührt eine Frage, die auch bei uns seit Jahrhunderten immer wieder auftaucht.

Es gebe Leute, sagt er, die behaupten, man dürfe nach dem Wesen

des Weltalls und den darin herrschenden Ursachen und Gesetzen nicht forschen. Das sei Vorwitz und verletze die Ehrfurcht vor dem Heiligen. Das bezeichnet Platon geradezu als verkehrt. Nicht die Erforschung dieser Dinge ist gottlos; sondern vielmehr ist es Lästerung der Gottheit, über das Weltall falsche Meinungen weiterzugeben, bloss weil sie einmal hergebracht sind. Denn die richtige Anschauung darüber läutert die Vorstellungen auch von der Gottheit, und frömmter wird das Gebet zu dem besser erkannten Gott.

Das Beispiel, das Platon von der dringenden Notwendigkeit neuer Lehren über das Weltall bringt, ist äusserst interessant. Bisher, sagt er, habe er mit allen Griechen gemeint, die Planeten hätten von einander verschiedene Bahnen, und daher stamme auch ihr Name, Irrsterne. Das sei aber nur der Trug des Augenscheins. In Wahrheit sei er jetzt, in seinem Alter, zur Überzeugung gekommen, dass die Planeten stets dieselbe Bahn wandeln, und dass jeder nur einen einzigen Kreislauf habe.

Schiaparelli und Wolf haben gesehen, dass Platon, obwohl er sich nicht weiter darüber ausspricht, hier als erster Verkünder des kopernikanischen, heliozentrischen Weltsystems auftritt. Wenn jeder Planet eine einzige, unabänderliche Bahn hat, so ist das nur bei Annahme der Doppelbewegung der Erde denkbar. Es hat ja nach Platons Zeit nicht mehr lange gedauert, bis diese Erkenntnis deutlicher ausgesprochen wurde; sein Schüler Herakleides hat es noch im vierten, Aristarch von Samos im Beginn des dritten Jahrhunderts getan. Gegen den letztern erhob das Schulhaupt der Stoiker, Kleanthes, den Vorwurf der Gottlosigkeit; zum Glück für Aristarch war keine Inquisition zur Hand wie gegen Galilei. Wie die römische Kirche, so sperrten sich die Stoiker gegen das neue Licht, denn es warf ihnen ihr Weltgebäude um; nach ihnen ist nämlich der Mensch der eigentliche Zweck und Mittelpunkt der Schöpfung, und darum die Wohnung des Menschen, die Erde, das Zentrum der Welt. Sie haben es denn auch verstanden, die Verbreitung der neuen Lehre zu hemmen, so dass diese in der antiken Welt nie Gemeingut wurde, obgleich viele darum wussten. Sie prüften die wissenschaftliche Theorie an ihrem philosophischen Standpunkt und erfanden sie als falsch. Platon geht den umgekehrten Weg. Nach seiner Meinung soll die Wissenschaft unbehindert ihre Bahn verfolgen; ihre Resultate haben für das religiöse Bewusstsein keine Bedeutung, oder höchstens die, dass die bessere Erkenntnis der Welt auch eine reinere Gottesvorstellung zur Folge hat. Der religiös Empfindende braucht sich also vor neuer Erkenntnis der Welt ebensowenig zu fürchten, als sich der Forscher zu scheuen braucht, sein Wissen andern kund zu tun. Wie hoch steht

dieser Standpunkt über dem leidenschaftlichen Treiben, das um diese Dinge entbrennt. Käme Platon heute zurück, er würde in den Kämpfen um Moses und Darwin, oder um Bibel und Babel, beide Parteien des Mangels an Logik bezichtigen und ernstlich verlangen, dass man Unzusammengehöriges nicht durcheinanderwerfe.

Ich bin zu Ende. Manches von dem, was ich Ihnen von Platon mitgeteilt habe, wird Sie sympathisch berührt haben, manches Ihnen fremdartig vorgekommen sein. In einem Punkte werden wir uns alle mit ihm eins fühlen, nämlich darin, dass er es als den eigentlichen Zweck der Erziehung bezeichnet, die Kinder zu wackeren Menschen und zu rechten und tüchtigen Bürgern heranzubilden. Dieses hohe Ziel nie aus dem Auge zu verlieren, es sich im Wirrwar der Meinungen beständig gegenwärtig zu halten, über dem tausendfachen Kleinen das wahrhaft Grosse nie zu vergessen, das kann uns Platon heute noch lehren.

---